

Welche Zukunft haben unsere Kirchengemeinden?

Was leisten neue Gemeindeformen und –angebote?

Vortrag beim Arbeitskreis Evangelischer Unternehmer in Deutschland e.V.

Lutherkirche Wiesbaden am 13.11.2006

von Landesbischof Dr. Friedrich Weber

I. Was heißt, nach der Zukunft fragen?

Ich beginne mit einigen Selbstverständlichkeiten, die wir, obwohl sie selbstverständlich sind, uns besonders bewusst halten müssen, wenn wir nach der Zukunft fragen.

Raum und Zeit sind die Gegebenheiten der Wirklichkeit. Unser menschliches Leben ist an die räumliche und zeitliche Struktur unauflösbar gebunden. Es gibt aber für unser Wahrnehmen und Erkennen nichts, was nicht in den beiden Formen stets in Bewegung ist. Alles ändert sich, auch die Kirche ist „Kirche im Wandel“. Aber in allem Wandel ist es doch immer die Wirklichkeit, die sich wandelt. Das geschieht in der Weise, dass das Gegenwärtige aus den jeweiligen Bedingungen, die sich aus der Vergangenheit entwickelt haben, hervorgeht und den Stand der Gegenwart ausmacht. Aber der „Stand“ der Gegenwart „steht“ eben gerade nicht, sondern schreitet zeitlich voran in den Raum relativ offener Möglichkeiten. Worauf ich dabei aber nun aufmerksam machen möchte, ist die schlichte Tatsache: Die gegenwärtige Wirklichkeit, in der wir uns befinden, ist immer bedingt durch die Vergangenheit, aus deren einstigen Möglichkeiten sie geworden ist. Dabei gilt: Die vergangene Wirklichkeit können wir einigermaßen klar erkennen, aber es gibt für uns keine Möglichkeit mehr, die Vergangenheit handelnd zu beeinflussen. Bei der Zukunft aber ist es gerade umgekehrt. Die Zukunft können wir nicht wie die Vergangenheit erkennen. Aber wir können sie handelnd beeinflussen. Denn die Wirklichkeit ist ja zugleich der Raum von Möglichkeiten.

Alles, was wir tun, aber ebenso das, was wir nicht tun, beeinflusst die Zukunft. Aber den Raum der Möglichkeiten können wir nicht im Voraus erkennend durchschauen, weil wir nicht über der Zeit stehen, sondern ihr unterstehen. Zugespitzt kann man also sagen: *Die Wirklichkeit hat ein eigenes Wirken, das immer mehr ist als unser*

menschliches Wirken und Handeln. Wir stoßen hier an die Grenze, in der sich – theologisch gesprochen – Gottes Handeln in und an unserer Wirklichkeit bekundet. Unsere Situation in der Welt ist also: Handelnd oder nicht handelnd beeinflussen wir die Zukunft, ohne die Wirkungen wirklich im Voraus erkennen zu können. Alles menschliche Wirken bleibt prinzipiell Wagnis. Erst hinterher kann man schlauer sein. Es gilt, diese unsere Situation ganz realistisch zu sehen. Dies führt nicht zur Passivität, sondern dazu, das Handeln an der Analyse der - aus der Vergangenheit her gewordenen - Gegenwart zu orientieren. Also Wahrscheinliches wagen und gleichzeitig offen und sensibel zu bleiben für Anderes, Unvorhersehbares, das nicht oder noch nicht im Blick stand. Auf diesem Hintergrund ist also das vom Rat der EKD herausgegebene Papier zu sehen und einzuschätzen. Das gilt besonders auch in Bezug darauf, was von den Anregungen des Papiers her nun handelnd unternommen werden sollte, um Einfluss auf die Zukunft der evangelischen Kirche zu nehmen. Dabei muss allerdings deutlich ausgesprochen werden, dass wir es nicht sind, „die da die Kirche erhalten könnten, unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen, unsere Nachkommen werdens auch nicht sein; sondern der ists gewesen, ists noch, wirds sein, der da spricht: »Ich bin bei euch bis an der Welt Ende« (Matth. 28)“¹

Das Titelblatt des EKD – Papiers enthält drei Aussagen, die – wie es sich allgemein für Titelblätter gehört – die Richtung angeben.

- Erstens wird die Kurzformel für das Wesen der protestantischen Kirchen genannt: „Kirche der Freiheit“. Damit wird hingewiesen auf das, was bei allem die Zukunft beeinflussenden Handeln, bei allen Möglichkeiten wirklich bleiben muss: die christliche Freiheit. Hier klingt Luthers berühmte Schrift an: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“. Bei allen Veränderungen muss die evangelische Kirche für die Wirklichkeit christlicher Freiheit eintreten, weil sie von empfangener Freiheit lebt.
- Zweitens geht es in dem Papier um „Perspektiven für die evangelischen Kirche im 21. Jahrhundert“. Der perspektivische Horizont wird abgesteckt durch erkenntnismäßige Analyse der religiösen und kirchlichen Gegenwart, wie sie sich

¹ Martin Luther: Wider die Antinomer (1539). Martin Luther: Gesammelte Werke, S. 2766 (vgl. Luther-W Bd. 4, S. 229) (c) Vandenhoeck und Ruprecht <http://www.digitale-bibliothek.de/band63.htm>

durch die Entwicklung von der Vergangenheit her ergeben hat und sich von diesem „Stand“ der Wirklichkeit her wahrscheinlich entwickeln könnte bis zum Jahr 2030. Hier muss im Bewusstsein bleiben, dass die Möglichkeiten der Wirklichkeit immer mehr sind und bleiben als unser Erkennen und Handeln. Hier gilt es abzuwägen zwischen Radikalmaßnahmen und „Alles beim Alten lassen“.

- Drittens sagt das Titelblatt: „Ein Impulspapier des Rates der EKD“. Impulse sind gemeint im Sinne von Anregungen für Landeskirchen, Dekanate, Propsteien und Kirchengemeinden, aktiv zu werden und Maßnahmen zu erwägen und umzusetzen im Hinblick auf die mögliche Wirklichkeit der Zukunft, um in ihr als Kirche bestehen und dem Auftrag, Kirche der Freiheit zu sein, entsprechen zu können. Dabei wird das Augenmerk auf die Möglichkeiten menschlichen Handelns im Raum der Kirche gelenkt mit der Zielvorstellung „Wachsen gegen den Trend“. Das ist ein hohes Ziel, verlangt es doch, eine geschichtliche Bewegungsrichtung umzukehren und setzt es voraus, dass bei einem Paradigmen- und Mentalitätswechsel aller in der Kirche Mitarbeitenden dies auch leistbar sein kann im Sinne der Wirklichkeit, die immer Möglichkeiten der Beeinflussung enthält.

II. Anmerkungen zur Situationsanalyse

1. Die Kirchen haben Anteil an der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung. Lässt man sich auf die Prognosen des Bundesamtes für Statistik ein, was das EKD – Papier tut, wird es einen Bevölkerungsrückgang in Deutschland bis 2030 um ca. 6 Prozent geben. Das bedeutet für die Kirchen schon aus demographischen Gründen Mitgliederschwund. Hinzu kommen die Kirchenaustritte. Und: Zu erwarten ist die Überalterung der Gesellschaft, ein Sinken der Zahl der erwerbsfähigen Mitglieder und damit erhebliche Reduzierungen der finanziellen Mittel. Es könnte sein, dass sich die finanzielle Leistungsfähigkeit evangelischer Kirchen bis 2030 halbiert. Lässt man sich auf den Erwartungshorizont solcher empirischen Bedingungen ein, dann gilt: Die Situation nötigt zum Handeln, und zwar tief greifend durch aktives Umbauen, Umgestalten, Neuausrichten kirchlicher Arbeit sowie Konzentration auf und Investition in zukunftsverheißende Arbeitsgebiete. Allerdings treffen solche Maßnahmen auf eine geistige Situation, die realistisch gesehen werden muss. Die traditionellen kirchlichen Angebote wie Taufe, Trauung, Bestattung werden weniger in Anspruch genommen. Auch der durchschnittliche Gottesdienstbesuch ist auf

einem niedrigen Niveau. Für diese geschichtliche Entwicklung lassen sich eine Reihe von Gründen anführen. Ich will nur das Stichwort „Traditionsabbruch“ nennen: Die Weitergabe des Evangeliums im Familienleben und in generationenübergreifenden Prozessen ist kaum noch gegeben. Im Horizont von Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung will man seine eigenen Fragen stellen und sie auch aus sich selbst heraus beantworten. Damit schwindet das Verständnis für traditionelle kirchliche Formen.

2. Doch wäre es eine einseitige Beschreibung, wenn man die Situation nur unter negativen Vorzeichen sieht. Spricht man von *Traditionsabbruch*, so bedeutet das ja nicht, dass nur Bisheriges einfach wegfällt. Vielmehr fällt etwas weg, weil Anderes sich entwickelt. Denn es gibt ja ein neues Interesse an spirituellen und religiösen Ausdrucksformen. Und zur evangelischen Freiheit gehört ja gerade, dass Formen nicht sakrosankt sind. Reformatorisches Anliegen ist es, dass der Glaube – auch in durchaus kritischer Weise – dem Leben dient, es zur Wahrheit und Freiheit befreit. Darauf hin hat die Kirche ihre Lebensformen auszurichten.

Dies bedeutet: Strukturen sind grundsätzlich wandelbar. Christlicher Glaube aber, auch wenn er in bestimmten generationenübergreifenden Formen, die nicht einfach austauschbar sind (z.B. Gebet), tradiert wird, will immer von jedem Einzelnen persönlich angeeignet werden. Gerade im Prozess individueller Aneignung, der also Individualisierung betreibt, wirkt er gleichzeitig gemeinschaftsstiftend, und zwar in einer ganz besonderen Weise: Es geht nicht in erster Linie darum, möglichst viele Gemeinsamkeiten des menschlichen Lebens auszumachen und so das Gemeinsame gegen das Differentielle zu betonen. Das Gemeinschaftliche im Glauben hat seine Grundlage gerade nicht in menschlichen Eigenschaften, sondern es ist die gemeinsame Beziehung zu Gott. Der Glaube an Gott entfacht so die allen Glaubenden gemeinsame Liebe, die von Gott kommt, als Liebe zum Anderen, der mein Bruder, meine Schwester wird. In wohl unüberbietbarer Weise können so Individualisierung und Gemeinschaftlichkeit zusammen leben. Glaube ist also offen für Individualität und Pluralität und dadurch immer wieder offen für lebendige neue Lebens- und Gemeinschaftsformen. Allerdings: Formlos kann eine Gemeinschaft im Glauben niemals sein.

3. In unserer Gesellschaft lässt sich ein empfindsames Bewusstsein dafür ausmachen, dass menschliches Zusammenleben Werte braucht, die über Konsumorientierung, Erlebniswelten und technischen Machbarkeiten hinausgehen. Protestantisch gilt allzumal, dass der Mensch nicht in seinem Tun, in seinen Werken und Leistungen aufgeht. Aber er kann auch nicht ohne ein Handeln aus Glaube in der Liebe sein – das aber ist durchaus leistungsorientiert, aber eben nicht leistungsabhängig.

4. Ebenfalls lässt sich in der Bevölkerung – sicherlich unterschiedlich in Ost und West – ein Bewusstsein dafür erkennen, dass religiöse Erziehung und Bildung für die Zukunft von Bedeutung sind. Auch Kirchenaustritte besagen nicht automatisch, dass es sich immer um bewusste Unchristlichkeit handelt. Die These von der fortschreitenden Säkularisierung als Entkirchlichung und Entchristlichung ist ergänzungsbedürftig. Denn es handelt sich bei dieser Entwicklung ganz entscheidend um den Vorgang der Pluralisierung. Wir leben heute in einer Situation ungeheurer Wahlmöglichkeiten auf allen Gebieten. Das betrifft auch das Verhältnis der Menschen zu religiösen Orientierungen, Frömmigkeitsstilen und Zugehörigkeiten zu Gruppen und Gemeinschaften. Lebenslange Bindungen an traditionsorientierte Institutionen verlieren an Kraft. An deren Stelle tritt aber nicht einfach Bindungslosigkeit, sondern das Wählen – Können individuell angemessener Gemeinschaftsformen, die wiederum auch gewechselt werden können.

Das Angedeutete mag genügen, um deutlich zu machen, dass die Situationsanalyse Bereiche und Felder eröffnet, auf denen die vorhandenen Möglichkeiten erwogen und in Handlungsweisen übersetzt werden können. Die Wirklichkeit wird zur Herausforderung an die Kirche, ihren Auftrag im Hinblick auf die offenen Möglichkeiten der Zukunft auszuloten und anzugehen.

III. Die Grundannahmen des Impulspapiers

Das EKD – Papier hat nach einer umfangreichen Situationsanalyse vier Grundannahmen formuliert, die sich der biblischen Glaubenswahrheit verdanken und die im Blick auf die prognostizierte Wirklichkeitsentwicklung bis zum Jahr 2030 so etwas wie Grundimpulse sind für den Spielraum, um den Entwicklungsprozess der Kirche beeinflussen zu können. Als Grundimpulse leiten sie den anvisierten

Paradigmen- und Mentalitätswechsel an, der Sein und Handeln der Kirche leiten soll, in Abgrenzung zu dem, was zu vermeiden ist. Diese vier Grundannahmen lauten:

- Geistliche Profilierung statt undeutlicher Aktivität
- Schwerpunktsetzung statt Vollständigkeit
- Beweglichkeit in den Formen statt Klammern an Strukturen
- Außenorientierung statt Genügsamkeit

Mit diesen Grundannahmen, die durchaus als missionarisches Konzept zu deuten sind, geht es nun darum, konkrete Orientierungen zu benennen, die für die Kirche in ihren Gemeinden und Einrichtungen zukunftsverheißend sein dürften. Als zukunftsverheißende Impulse hat man sie auf den Namen „Leuchtfeuer“ getauft.

IV. Leuchtfeuer als Orientierungen auf dem Weg der Kirche ins Jahr 2030

Wenn wir einen Moment bei dem Bild bleiben: Leuchtfeuer sind kein Feuerwerk, keine Raketen, die schnell aufschießen, einen Augenblick lang die Welt erhellen, verzaubern und dann schnell verlöschen und Dunkelheit zurücklassen. Leuchtfeuer haben dagegen Beständigkeit. Aber sie leuchten am fernen Horizont 2030 als Zielpunkt. Der Weg dahin geht, zwar zielorientiert, aber doch durch Dunkelheit. Welche Schritte wann und auf welchen Wegbiegungen gangbar sind und wirklich zum Ziel hinführen, bleibt Wagnis. Das muss bei den zwölf Leuchtfeuern, die das EKD – Papier entfaltet, im Bewusstsein bleiben.

Entsprechend den vier Grundimpulsen werden jeweils drei Leuchtfeuer thematisiert. Ich konzentriere mich dabei auf den ersten Grundimpuls, in dem es um „Geistliche Profilierung statt undeutlicher Aktivität“ geht. Im Sinne dieses Impulses geht es bei den zugeordneten drei Leuchtfeuern um den „Aufbruch in den kirchlichen Kernangeboten“.

1. Leuchtfeuer

Auf Gott vertrauen und das Leben gestalten - den Menschen geistliche Heimat geben.

Im Jahre 2030 ist die evangelische Kirche nahe bei den Menschen. Sie bietet Heimat und Identität an für die Glaubenden und ist ein zuverlässiger Lebensbegleiter für alle, die dies wünschen. Ein vergleichbares Anspruchs- und Qualitätsniveau in allen

geistlichen und seelsorgerlichen Kernvollzügen zeichnet die Erkennbarkeit und Beheimatungskraft der evangelischen Kirche aus.

2. Leuchtf Feuer

Auf Gott vertrauen und das Leben gestalten - die Vielfalt evangelischer Gemeindeformen bejahen.

Im Jahre 2030 gibt es verschiedene, in gleicher Weise legitime Gemeindeformen der evangelischen Kirche. Durch sie werden Mitgliederorientierung und missionarische Wendung nach außen gestärkt. Die Profilierung spezifischer Angebote ist erwünscht, die frei gewählte Zugehörigkeit der Kirchenmitglieder zu einer bestimmten Gemeinde wird bejaht, ein verantwortetes Maß an Wettbewerb unter den Gemeindeformen und -angeboten wird unterstützt und gelingende Beispiele werden gestärkt (good practice-Orientierung).

3. Leuchtf Feuer

Auf Gott vertrauen und das Leben gestalten - ausstrahlungsstarke Begegnungsorte evangelischen Glaubens schaffen und stärken.

Im Jahre 2030 gibt es zentrale Begegnungsorte des evangelischen Glaubens, die missionarisch-diakonisch-kulturell ausstrahlungsstark sind und angebotsorientiert in einer ganzen Region evangelische Kirche erfahrbar machen. Im Sinne der „Stadt auf dem Berge“ (Matthäus 5,14) zeigt die evangelische Kirche an diesen Orten die Fülle ihrer geistlichen Kraft. Diese Stärkung der Stärken in kirchlichen Zentren wird regional gemeinsam gewollt, weil diese Zentren geistliche Verantwortung für die sie umgebenden Regionen übernehmen.²

Eingeleitet wird jeder Schritt mit: „Auf Gott vertrauen und das Leben gestalten“ und zwar beim ersten Leuchtf Feuer: „ – den Menschen geistliche Heimat geben.“ Mit „Heimat“ verbinden wir zunächst die räumliche Verortung, den Wohnort, aber für uns Menschen ist Heimat primär an Identität im zeitlichen Wandel gebunden. Wir können zwar oft ohne Probleme Orte wechseln – wer bleibt immer bloß zuhause? – aber die persönliche Identität, die Lebens-, Sinn- und Wertorientierung, verlangt nach einer Standfestigkeit, die durch den Wechsel der Zeiten zu tragen vermag. Auch 2030 ist der Glaube die Beheimatungskraft. Glaube ist *geistliche* Heimat, darin gerade kein *geistiger* Zentralismus. Aber hier liegen Segen und Fluch nah beieinander. Statt

² Originell sind die in den drei Leuchtf Feuer beschriebenen Perspektiven nicht. Sie wurden bereits 1992 von der Perspektivkommission der EKHN in dem Band „Person und Institution“ unter der Thematik „Gemeindebildung unter den Vorzeichen der heutigen Situation“ nahezu identisch beschrieben. Auch die Studie „Auftrag und Gestalt“ des Leitenden Geistl. Ämtes der EKHN aus dem Jahr 1995 thematisiert diese Frage erneut.

Zentralismus gilt protestantischer Pluralismus, der aber immer in Gefahr steht, in Separatismus zu fallen. Gerade in schrumpfenden Entwicklungen droht bei Gemeinden, Gruppen und Kreisen Abkapselung statt Offenheit. Aber die durchaus gewünschte und nötige Vielfalt lebt von der Gemeinschaft aller Glaubenden, d.h. der Einheit der Glaubenden im gemeinsamen Stehen vor Gott. Glaube ist wahrhaft nur als Gemeinschaft der Glaubenden. Wer separiert, hat Angst. Glaube bewirkt dagegen christliche Freiheit. Das muss in den Kernbereichen kirchlichen Handelns starker Impuls sein. Die Freude an der Gemeinschaft muss auf allen Handlungsfeldern der Kirche erkennbarer werden.

Das 2. Leuchtfeld formuliert: „ - die Vielfalt evangelischer Gemeindeformen bejahen.“ Und eng damit zusammen wird als 3. Leuchtfeld gesagt: „ – ausstrahlungsstarke Begegnungsorte evangelischen Glaubens schaffen und stärken.“ Die Wahrheit des Glaubens wird erkennbar in der Liebe. Das bedeutet: Gerade in den Kernbereichen kirchlichen Handelns, also etwa bei der Gestaltung der Gottesdienste, der Amtshandlungen, den Kommunikationsvorgängen muss der Geist der Liebe spürbar sein. Die Liebe ist die Lebenswirklichkeit der Glaubenden, also Leben in Gemeinschaft. Wer liebt, weiß, dass Liebe beflügelt, erfindungsreich macht in Gestaltung gemeinsamen Lebens, des Gemeindelebens. In dessen Vielfalt äußert sich die Freiheit des Glaubens. Anders gesagt: Im inneren Zusammengehören von Glaube, Liebe und Freiheit liegt die überzeugende und für sich einnehmende Kraft des Christentums. Das meint die alte Bezeichnung „missionarische Gemeinde“. Wenn im Glauben gleichsam das Herz der Liebe brennt, dann gibt es, was das EKD – Papier ja im Ganzen möchte, dann geschieht ein „Wachsen gegen den Trend.“

Dies solle nun - so das Impulspapier der EKD – in diesem Bereich unter anderem auch dadurch realisiert werden, dass bis zum Jahre 2030 die Zahl der Parochialgemeinden, die gegenwärtig 80 % umfasst, auf 50 % zurückgeführt werden soll, 25 % sollten Profilkirchen (z.B. City-, Jugend- und Kulturkirchen) ausmachen und weitere 25 % für netzwerkorientierte Angebote (Akademie, Passantengemeinden, Tourismuskirchen) beruhen.

V. Welche Zukunft haben die Kirchengemeinden?

Grundsätzlich gilt: Es kommt für die Kirche darauf an, möglichst nahe bei den Menschen zu sein. Dies sagt aber noch nichts über die Form und Struktur aus, in der dies geschehen muss.

Hans-Christoph Stoodt hat bereits 1991 die theologischen Argumente, die gegen die Engführung des Gemeindebegriffs auf die Parochie sprechen, vorgetragen.³ Er macht deutlich, dass weder die biblische Tradition, noch der Rückgriff auf die Knotenpunkte in der Kirchengeschichte ein einziges Modell von Gemeinde als theologisch begründbare Auffassung zugrunde legen. „Schon gar nicht lässt sich die Dominanz des territorialen Parochialprinzips als Grundbestimmung des Gemeindebegriffs irgendwie theologisch begründen.“⁴ Festzuhalten ist, dass der „Begriff und Realität der Ortsgemeinde ... als dominante Sozialform kirchlichen Handelns historisch jung“⁵ sind. Natürlich gibt es hinreichend gute Gründe, warum dies so geworden ist, nur dies bedeutet zugleich, dass diese Dominanz dann, wenn sich die Begründung ihrer Existenz ändert, auch veränderbar sein muss.⁶

Wir erleben heute, dass nicht alles, was vor Ort wünschenswert und nötig ist, dort direkt geleistet werden kann. Das EKD – Papier formuliert: „Die evangelische Kirche muss ihre weitverzweigte und kleinteilige Gemeindestruktur verändern. Wenn Kirchenvorstände zu klein, die Ortsgemeinden pro Pfarrerin und Pfarrer zu zahlreich, die Gottesdienstgemeinden zu schwach, die Wege zu weit und die Zahl der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen zu gering werden, dann dünnt sich das kirchliche Angebot so stark aus, dass die vitale Kraft des evangelischen Glaubens nicht mehr spürbar wird.“

VI. Wie kommen Menschen in Kontakt mit der Kirche?

Nach meiner Überzeugung wird sich die Zukunft der Kirche vor allem in den vielen Kirchengemeinden entscheiden, in den Dörfern und in den Städten, da, wo die Kirche als Gemeinde Jesu Christi vor Ort und dauerhaft erkennbar ist. Sie ist dies durch Menschen, die sich mit der Sache Jesu identifizieren, durch Menschen, die regelmäßige Gottesdienste anbieten und gemeinsam miteinander feiern, durch Pfarrer und Pfarrfrauen, die mit Freude zu Taufen, Konfirmationen und Trauungen

³ Stoodt, Formen, a.a.O., S. 117f

⁴ Stoodt, Hans Christoph, Netzwerk Kirche, unveröffentlichtes Manuskript vom Febr. 2005, S. 3

⁵ Stoodt, Netzwerk, S. 4

⁶ Noch kritischer argumentiert Wolf –Eckhard Failing in „Das große Versprechen der Stadt. Stadt-Kirche – eine praktisch-theologische Skizze, in: Darmstädter Theologische Beiträge zu Gegenwartsfragen, Stadtkultur leben, 1998

einladen, in Situationen von Abschied und Tod den Hinterbliebenen Worte des Trostes und Beistand aus dem Evangelium zusprechen, viele Menschen in der Gemeinde seelsorgerlich begleiten, diakonische Hilfeleistungen anbieten und Angebote für Kinder und Jugendliche aufrecht halten. Und sie ist auch erkennbar bis auf den heutigen Tag durch ihre Gebäude, den regelmäßigen Schlag der Glocken und die Musik in diesen Kirchen.

Hieraus folgt, dass alle, die den Dienst eines Pfarrers oder Pfarrerin suchen, ihn ortnah finden müssen. Der Wohnort hat eine fortdauernde und elementare Bedeutung. Hier sind die grundlegenden menschlichen Bezüge zu erleben, die Biographie im Jahreslauf, die Hilfe in den Wechselfällen des Lebens. Kirche ist hier in Reichweite mit unmittelbarer personaler, optischer und akustischer Präsenz. Die Kommunikation des Evangeliums ist ein personales Geschehen. Noch immer kommt aus den Ortsgemeinden die größte Zahl der ehrenamtlich, d.h. freiwillig oder nebenamtlich Mitwirkenden in den Gemeinden.

Abgesehen von den über die Ortsgemeinde erreichten Menschen wächst die Zahl derer, die nicht mehr oder noch nicht Zugänge zur Kirche und ihrer Botschaft und ihrem Leben über eine konkrete Ortsgemeinde haben. Sie wollen hinsichtlich des Ortes ihrer religiösen Praxis in gleicher Weise wählen, wie sie dies im Blick auf andere für ihr Leben wichtige Entscheidungen tun.

Und nicht zuletzt: Bestimmte hervorgehobene Kirchen mit ihrem geistlichen und kulturellem Profil haben „Leuchtturmcharakter“, d.h. sie „locken“ Menschen an. Dies gilt u.a. in gleicher Weise für Bildungsveranstaltungen, für bestimmte Kindertagesstätten und kirchenmusikalische Orte. Eine Ortsgemeinde wird so – auch deswegen, weil nicht jeder und jede alles leisten und anbieten kann und muss - die Grenzen der Parochie eher „schleifen“, um "Grenzgängern" Zugänge zu fremd gewordenen oder nicht (mehr) bekannten geistigen und geistlichen Räumen zu ermöglichen.

VII. Konkrete Empfehlungen⁷

1. Kirche auf dem Land

Kirchengemeinden auf dem Land sind in den Lebenswelten der Ortsansässigen verwurzelt. Taufe und Konfirmation und allgemein die Nachfrage nach Amtshandlungen sind stabil. Insofern tragen gerade ländliche Kirchengemeinden

erheblich zur Stabilisierung der Kirchenmitgliedschaft bei. Das wird auch durch die hohe Beteiligung der Dorfbevölkerung an den Kirchenvorstandswahlen dokumentiert. Im Blick auf den wachsenden Teil älterer, immobiler Bevölkerungsanteile, aber auch für Familien stellen sich drei Aufgaben:

- Immobiler Bevölkerungsanteile müssen bei Regionalisierungsmaßnahmen besonders berücksichtigt werden; dezentrale Strukturen sind zu fördern.
- Zu den zentralen kirchlichen Veranstaltungen sind Fahrdienste zu gewährleisten.
- Alte und bedürftige Menschen auf dem Land brauchen einen diakonischen Besuchsdienst für alle Formen persönlicher Zuwendung und Unterstützung zum Erhalt der Selbständigkeit.

Gerade die strukturschwachen Gebiete brauchen eigene Infrastrukturkonzepte in Ergänzung zu den Angeboten der zentralen Orte, zum Beispiel private oder genossenschaftliche Initiativen im Bereich Versorgung, Betreuung, Alltagshilfen, aber auch Kultur, Kommunikation und Bildung. Evangelische Kirchengemeinden in ländlichen Räumen wirken in Zukunft immer häufiger wie ein Netzwerk. Dabei soll die Struktur des Pfarramtes soweit wie möglich aufrechterhalten werden, damit erreichbare, vertraute und verlässliche Ansprechpartner zur Verfügung stehen. Allerdings hat schon jetzt nicht mehr jede selbständige Kirchengemeinde ein eigenes Pfarramt. Daneben werden in Zukunft kleine Gruppen engagierter Gemeindeglieder und auch einzelne, besonders vorbereitete Personen noch mehr Verantwortung übernehmen (Kuratoren). Sie sind Ansprechpartner für alle, die den Dienst ihrer Kirchengemeinde suchen; sie übernehmen in Absprache mit dem Pfarramt und Kirchenvorstand auch Aufgaben in Gottesdienst, Gemeindegliederarbeit und Diakonie und kümmern sich um die Gebäude. Übergemeindliche Dienste unterstützen sie bei Planung und Durchführung ihrer Aufgaben. Die Pfarrämter ihrerseits werden immer häufiger eine Art „Knotenfunktion“ übernehmen; eine ihrer wichtigsten Aufgaben neben dem pastoralen Dienst ist die Teambildung. Pastorinnen und Pastoren in solchen Netzwerkgemeinden erfüllen die Rolle von „Team-Rektoren“, wie sie sich in der anglikanischen Kirche bewährt haben.

7 Die nachfolgenden Ausführungen orientieren sich an den „Vorschlägen zur konkreten Gestaltung der zukünftigen Arbeit in den Gemeinden der Ev.-luth.“

2. Zusammenlegen von Pfarrämtern und Zusammenwirken der Gemeinden als verbindende Herausforderung in Stadt und Land

Seit den 60er Jahren läuft insbesondere in den ländlichen Gebieten der Prozess der Zusammenlegung von Pfarrstellen zu so genannten Pfarrverbänden bzw. Gesamtpfarrverbänden (mehrere Pfarrverbände bilden wiederum einen regionalen Verbund vergleichbar den kommunalen Samtgemeinden). In der Regel handelt es sich um kleine Kirchengemeinden, die früher über ein eigenes Pfarramt verfügten und zu einem gemeinsamen Pfarramt zusammen geschlossen sind, ohne jedoch ihre rechtliche Selbständigkeit zu verlieren. Dadurch sind Pfarrerinnen und Pfarrer mit mehreren Kirchenvorständen, Haushalten und Friedhöfen häufig einer hohen Arbeitsbelastung ausgesetzt. Nötig wird eine neue Qualität und Struktur des Miteinanders. Die Kirchenvorstände treffen sich meistens gemeinsam. Ein Kirchenbüro wird gemeinsam unterhalten, Konfirmandenunterricht, Konfirmandenprojekte und Freizeiten werden für alle Gemeinden gemeinsam geplant und durchgeführt. So haben sich nicht nur die Zuschnitte der Pfarrämter verändert, vielmehr zeigen sich hier auch Wege, wie wir zu einem erweiterten Verständnis von Gemeinde gelangen können – Gemeinde als Gemeinschaft der Christen in der Nachbarschaft.

Die Kirchengemeinde ist und bleibt für die überwiegende Zahl der Kirchenmitglieder im Wesentlichen die am Ort versammelte Gottesdienst- und Kasualgemeinde. Die Parochie ist nicht tot, aber sie verändert sich. Das schließt ein, dass Gottesdienste und Gemeindeveranstaltungen auch im Verbund mehrerer Orte stattfinden.

Die Gemeinden bilden im Verbund ein gemeinsames Handlungsfeld, in das auch andere kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einbezogen werden. Darüber hinaus sind auf regionaler Ebene wichtige Institutionen wie Schulen und kommunale Verwaltungen, Betriebe und Kultureinrichtungen verankert, so dass Kirchengemeinden sich in Kooperation mit diesen notwendigerweise abstimmen müssen. Schließlich gibt es einen gewissen Anteil von Gemeindegliedern, die eher an spezifischen Angeboten in der Region teilnehmen, als sich im engeren Bezugsrahmen der Ortskirche zu bewegen. Das alles sind gute Gründe für einen regionalen Orientierungsrahmen.

Im Wechselspiel zwischen regional vernetzter Arbeitsorganisation und örtlicher Verankerung finden die Kirchengemeinden mit Phantasie und Tatkraft auch in

Zukunft ihre konkrete Gestalt. Als hilfreich kann sich dabei die Unterscheidung von drei Arbeitsebenen erweisen: Die Gemeinde vor Ort behält ihre gottesdienstlichen und seelsorglichen *Kernaufgaben*. Die Gemeinden im nachbarschaftlichen Verbund (Region) teilen unter sich *differenzierte Angebote* auf, die von einzelnen Gemeinden, ihrem jeweiligen Profil entsprechend, angeboten und zu denen die anderen Gemeinden mit eingeladen werden. *Schlüsselaufgaben* schließlich werden nur noch gemeinsam in der Region verantwortet.

Unter differenzierten Angeboten sind solche zu verstehen, die sich zum Beispiel im Bereich von speziellen Jugend- oder Bildungsprojekten, Freizeiten oder Kulturveranstaltungen an eine besondere Zielgruppe oder ein größeres Publikum wenden. Zu den Schlüsselaufgaben können zum Beispiel Maßnahmen der Mitarbeiterausbildung und -fortbildung oder der Öffentlichkeitsarbeit und der Spendenwerbung zählen, die eine einzelne Gemeinde überfordern würden.⁸ Zu empfehlen ist jeder Kirchengemeinde, in absehbarer Zeit und durch nachbarschaftliche Beratung ein Kooperations- bzw. Regionalisierungskonzept zu erarbeiten.

Die Chancen der regionalen Kooperation liegen in der Ressourcennutzung (Mitarbeiter, Talente und Fähigkeiten, Räume, finanzielle Mittel), in der Profilierung von Arbeitsbereichen, die unterschiedlichen Zielgruppen gelten, und nicht nur gemeindlichen Kerngruppen nachgehen, sowie in der gemeinsamen Entwicklung von Strategien. Dabei stehen im Vordergrund die zuverlässige Dienstleistung in den Ortsgemeinden und daneben die wichtige und nur noch gemeinsam zu bewältigende Aufgabe kirchlicher Kulturträgerschaft in den jeweiligen Lebensräumen.

3. Kirche in der Stadt

Während sich zwischen den ländlichen Kirchengemeinden erst langsam eine Kooperationskultur entwickelt, gibt es in den Städten schon seit längerer Zeit Ansätze und Modelle übergemeindlicher Arbeit. In der Kirchenmusik, der Jugendarbeit, der Erwachsenenbildung und allgemein im Schnittbereich von Kultur und Kirche sind übergemeindliche Arbeitsformen bekannt und eingeübt. Aber auch für die

⁸ Der Konfirmandenunterricht (KU) ist exemplarisch für eine solche Verknüpfung von Arbeitsebenen. Zum Beispiel entscheiden drei benachbarte Kirchengemeinden, ihren KU künftig nur noch gemeinsam auszurichten. Sie bieten in einer Gemeinde den traditionellen wöchentlichen Unterricht an und in einer der beiden anderen Gemeinden KU nach dem Modell Konfirmandenferienseminar (KFS). Die Jugendlichen können auswählen, in welcher Form sie zur Konfirmation geführt werden wollen. Die für das KFS erforderliche Ausbildung und Fortbildung der ehrenamtlichen Teamer findet regional und überregional statt. Ferienmaßnahmen und Jugendgruppen sollen sich an den KU anschließen. Diese Angebote werden von der dritten Kirchengemeinde übernommen, die in diesem Modell vom KU entlastet ist. Vergleichbares ließe sich natürlich für alle Felder der Gemeindegarbeit durchspielen.

Gemeinden in der Stadt gilt: Stadtkirchen und in besonderer Weise solche, die als Citykirchen wirken, erfüllen eine stellvertretende Funktion für Stadt und Region. Man sollte sie daher auch nicht ausschließlich nach den Maßstäben von Gemeindekirchen bewerten, zumal ihre öffentliche Bedeutung häufig wesentlich größer als ihre Gemeindegliederzahl ist. Aber auch für die Gemeinden in der Stadt gilt, das für die auf dem Land Gesagte: Die Kirchengemeinde ist und bleibt für die überwiegende Zahl der Kirchenmitglieder im Wesentlichen die am Ort versammelte Gottesdienst- und Kasualgemeinde. Die Parochie ist nicht tot, aber sie verändert sich. Sie wird allerdings nur dann als hilfreich wahrgenommen, wenn sie nahe bei den Menschen ist. Die Zeit der selbstverständlichen Zuschreibung von Bedeutung ist in der Stadt schon lange vorbei. Faszinierend ist allerdings, dass die Kirche gerade in der Stadt auch über ihre Kirchengebäude zu den Menschen spricht.

Die besondere Aufgabe der Stadtkirchen besteht darin, dass sie für die Stadt die Frage nach Gott offen halten und den Menschen geistliche Orientierung anbieten sollten. Keine Stadt hat in ihrer Baugeschichte eine Mitte gefunden, ohne dass nicht auch die Heilsfrage, oder wie wir heute sagen würden, ein religiöser Ort, mit eingeplant worden wäre. Auch die Stadtteile, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts um die Innenstadt herum ausbildeten, wurden in gleicher Weise geplant und gebaut und waren ein modernes Abbild des mittelalterlichen Stadtschemas. Die alten Kirchspiele, die sich wie ein Ring um die Stadt herum bildeten, sind die alten Keimzellen unsere heutigen Stadtteile. Eigentlich ist es bis heute ungebrochen in der Wunschvorstellung der Menschen, dass zu jedem Dorf eine Kirche gehört, dass ein Stadtteil nicht ohne eine Stadtteilkirche und man eine Stadtmitte nicht ohne ein repräsentatives Kirchengebäude denken kann.

Das Schicksal von Sodom und Gomorra war den Menschen als Symbol des Untergangs und der Destruktion immer vor Augen und hat dazu geführt, dass bei allen Planungen und bei aller Städtearchitektur immer berücksichtigt wurde einen Ort des Segens, des Wohlergehens für das Wohl und Wehe der Stadt zu integrieren.

Diese Funktion hatten und haben die Stadtkirchen. Manche dieser Vorstellungen in der Stadtplanung und Stadtkultur haben sich für unsere Zeit verflüchtigt. Aber die Idee der Stadtmitte ist nicht vom Tisch. Lediglich die Idee einer monopolistischen Heilsmacht in der Mitte, die den Segen Gottes repräsentiert, diese Vorstellung ist mit Blick auf ihre starre Symbolkraft gebrochen. Der Grund liegt u. a. auch in der Pluralisierung der religiösen Angebote und in der Individualisierung der

Lebensvollzüge und Werte der Menschen. Gerade in dieser neuen Orientierungslosigkeit ist aber begründet, dass der Innenstadt und überhaupt der Stadtmitte wieder neu die Funktion zukommt, richtungsweisend, tonangebend, maßstabsetzend zu fungieren. Man wünscht sich, in der Mitte Orientierung finden zu können.

Ich fasse zusammen:

a. Die Stadtkirche ist Gottes-Haus

Kirchen sind exemplarische, aber nicht exklusive Orte der Gegenwart Gottes in der Welt. Sie erinnern an die unabgeschlossene Geschichte Gottes mit den Menschen. Sie sind Orte, die zur Begegnung mit Gott einladen.

b. Die Stadtkirche ist "Genius Loci" der Stadtidentität

Stadtkirchen verdanken ihre bauliche Errichtung Beschlüssen des politischen Gemeinwesens als Ganzes. Sie waren Orte zur Bildung der Stadtöffentlichkeit. In ihnen wurde das Gewissen der Stadt geformt und sie bergen bis heute ein lebendiges Gedächtnis der Stadtgeschichte. Stadtkirchen bleiben auch in kirchlicher Verantwortung der Stadt als Ganzes verpflichtet. Sie sind Foren für stadtrelevante Auseinandersetzungen. Der Diskurs über Heil und Unheil der Stadt findet nicht nur im Rathaus und auf dem Marktplatz statt, sondern gehört auch in die Stadtkirche.

c. Die Stadtkirche ist schützender Raum

Stadtkirchen sind Klagemauern und Hoffnungszeichen. In Stadtkirchen wird das Glück und das Leid der Menschen bewahrt und gestaltet. Sie sind Schutzräume für Menschen in Not, aber auch für verfolgte Meinungen, bedrohte Traditionen und verdrängte Gefühle. Stadtkirchen sind Klagemauern und Hoffnungszeichen.

d. Die Stadtkirche ist Spielraum protestantischer Freiheit

Stadtkirchen sind Spielräume protestantischer Freiheit. Diese Freiheit findet ihren Ausdruck besonders in den Feiern der Gottesdienste und in den Darstellungen des Glaubens. Freiheit dokumentiert sich sowohl in der Kritik der Todesmächte der jeweiligen Zeit als auch in den Formen der Kunst, in Musik, Theater, Literatur, in Diakonie und Kommunikation. Der lokale Jahreskalender und das christliche Festjahr

mit ihren besonderen Profilen sowie andere herausragende Ereignisse dienen als "öffentliche Agende".

Die Erfahrung mit der Arbeit in den Stadtkirchen

In die Stadtkirchen, vor allem aber die Citykirchen kommen auch Menschen, die sonst nicht in eine Kirche, eine Gemeinde gehen. In den Stadtkirchen suchen und finden Menschen:

- oft die Stille, den "heiligen" Raum
- in der Anonymität Freiraum und Schutz
- in selbstbestimmter Zeit Offenheit für "religiöse" Gefühle
- interessante, historische Architektur
- Unterbrechung des Alltags, des Weges, der Zeit
- Ansprechpersonen für ein Problem, eine Frage, eine Hoffnung (Seelsorge)
- manchmal materielle Unterstützung.

Stadtkirchen sind offen für Alle. Die dort Arbeitenden tun stellvertretenden, missionarischen Dienst als Botinnen und Boten des Evangeliums in der Stadt. Menschen werden auf zeitgemäße Weise mit Gottes Menschenfreundlichkeit in Jesus Christus bekanntgemacht.

Ein Hauptproblem heute stellt die Dichte oder Häufung der großen Kirchen auf kleinstem Raum dar. Es ist dringend an der Zeit, dass für diese Situation ein überzeugendes Gesamtkonzept vorgelegt wird, das sich nicht nur an den einzelnen Gemeindeinteressen ausrichtet.

Kirche in der Stadt, als Stadtkirchenarbeit verstanden, versucht die weitere Heimat zu gestalten durch übergreifende Angebote, kann aber das Ortsgemeindliche städtischer Gemeinden nicht ersetzen.⁹

9 Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang auf den Ansatz Pohl-Patalongs, die die besondere Bedeutung kirchlicher Orte – damit meint sie jegliche Orte, an denen kirchliche Arbeit stattfindet - beschreibt, um den wenig hilfreichen Gegensatz von „Ortsgemeinde“ und „funktionalen Diensten“ aufzulösen. Sie folgert: „Einerseits ist die wohnortnahe Präsenz sicher gestellt und erfüllt die kirchlichen Aufgaben, die sich mit dem Wohnort verbinden. Andererseits wird ein differenziertes inhaltliches Angebot entwickelt, das der Pluralität kirchlicher Aufgaben in der Gegenwart gerecht wird.“ Cf. Pohl-Patalong, Uta, Das Modell "Kirchliche Orte". Vortrag im Rahmen der 1. wissenschaftlichen Tagung des Netzwerks Gemeinde und funktionale Dienste, Braunschweig, 14.2.2003, S.1; sowie Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentation und ein alternatives Modell, Göttingen 2003

4. Folgerungen

- a. Kirchliche Präsenz und Arbeit mit vertrauten Personen sind auf gemeindlicher Ebene unverzichtbar. Dazu gehören Seelsorge, Gottesdienst, Unterricht, Kasualien, lebensraumbezogene Angebote, Kontakte zu Vereinen etc., also alles in allem: Nähe.
- b. Menschen wählen sich aber Orte und Bezüge ihrer religiösen und kirchlichen Praxis nach eigenen Wünschen und Bedürfnissen in der Stadt, der Propstei und darüber hinaus. Sie tun dies durchaus unter Inkaufnahme von zu überwindenden Distanzen, d.h. sie suchen die größere Heimat, die das Ortsgefüge mit seiner spezifischen Nähe und Begrenzung überschreitet.

Die klassische parochial organisierte Kirche muss durchaus in bestimmten Regionen befürchten, sich hin zu einem kleiner werdenden gesellschaftlichen Milieu zu verändern. Ausgehend von der vierten EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft¹⁰ sind in einer Veranstaltungsreihe der theologischen Fakultät der Berliner Humboldt-Universität im Jahre 2004 hieraus Deutungsansätze und Konsequenzen für die kirchliche Arbeit entwickelt worden.¹¹ Thomas Wabel zieht hieraus folgende Konsequenzen: „Kirche konstituiert sich biographisch prägend und lebensgestaltend da, wo sie vor Ort wahrgenommen wird. Gerade in ländlichen Gebieten wird deshalb die Zusammenlegung von Pfarrstellen in den meisten Fällen nicht als Chance zur Konzentration wahrgenommen, sondern als eine Verknappung des Angebots. Die kirchlichen Grundbedürfnisse nach Begleitung in Umbruchsituationen des Lebens sind überwiegend lokal strukturiert - Kirche wird über die Pfarrerin oder den Pfarrer *am Ort* wahrgenommen. Hieran wird sich nichts ändern, und das macht den hohen Stellenwert kirchlicher Präsenz auch in kleinen Orten aus. Gleichzeitig aber ist es in fast allen Arbeitsbereichen nötig, ein Selbstverständnis der eigenen Arbeit zu entwickeln und ein bestimmtes Profil herauszubilden. Dies gilt in besonderem Maße für Großstadtgemeinden, die sich in einer Vielzahl von Angeboten verorten müssen. Profilbildung ist aber auch in kleineren Gemeinden nötig, damit die kirchengemeindliche Arbeit nicht unwillkürlich und unreflektiert lediglich dahin treibt, wo die fordernden Stimmen gerade am lautesten sind. ... Die gemeindliche Arbeit am Ort einerseits und die Herausbildung klarer Gemeindeprofile in regionaler Hinsicht

10 Kirchenamt der EKD (Hg.), Kirche - Horizont und Lebensrahmen. Weltsichten, Lebensstile, Kirchenbindung. Vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2003

11 Details sind nachzulesen unter <http://amor.rz.hu-berlin.de/~h394134y/kirche>. Aufruf am 9.3.2005

andererseits stellen beide eine auf unterschiedliche Weise produktive Verdichtung von Erfahrung mit Kirche dar. Doch wie sich die komplementäre Herausbildung dieser unterschiedlichen Bereiche in einer Situation knapper Ressourcen gestalten soll, ohne daß beide Angebotsformen in Konkurrenz zueinander treten, ist eine heikle Aufgabe kirchenleitenden Handelns auf ortsgemeindlicher wie gesamtkirchlicher Ebene.“¹²

5. Das Braunschweiger Modell als Beispiel „flexibler Kirche“ für die Stadt

In Braunschweig wurde 1995 eine Konzeption für kirchliche Arbeit in der Stadt (Stadtkirche, Citykirche, Innenstadtkirchenprojekt, Profilkirche) unter dem Begriff der „flexiblen Kirche“ eingeführt. Nachbargemeinden überlegen gemeinsam, welche

- Aufgaben nur von der eigenen Gemeinde wahrgenommen werden;
- Aufgaben von mehreren Gemeinden übergreifend wahrgenommen werden;
- Aufgaben von allen gemeinsam getragen werden und/oder die an eine Kirche delegiert werden.¹³

Die Durchlässigkeit bisheriger Gemeindegrenzen will

- vorhandene Angebote konzentrieren und dadurch minimieren;
- Arbeitsschwerpunkte ermöglichen, um für andere Bereiche Arbeitskapazitäten frei zu bekommen;
- intensiver auf das Wohnumfeld eingehen, das in seiner Gesamtheit unabhängig von Gemeindegrenzen zu sehen ist;
- Kompetenzerweiterung ermöglichen;
- eine gemeinsame Identität der Innenstadtgemeinden schaffen;
- Möglichkeiten zum eigenverantwortlichen Reagieren auf veränderte (kirchliche) Situationen eröffnen;
- Freiraum schaffen für die Kirche und ihre Entwicklung in der Stadt.

Kooperationen über die Grenzen des Innenstadtbereichs hinaus sind durchaus möglich und gewünscht, sollten aber die Zusammenarbeit im Innenstadtbereich nicht behindern.“¹⁴

Zugleich sollten sich nach dem Arbeitspapier die Kirchengemeinden der Innenstadt als „gegliederte Gesamtgemeinde“ verstehen und zunehmend organisieren. Deren

12 Wabel, Thomas, Produktive Differenz. Deutungsansätze zur neuen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung und Konsequenzen für kirchliche Arbeit in der pluralistischen Gesellschaft – unveröffentlichtes Manuskript

13 a.a.O., S. 4

14 Arbeitspapier, S.5

Aufgabenfeld liege im gesellschafts-diakonischen Bereich und werde durch ein Gremium, aus den Innenstadtgemeinde gebildet, koordiniert. „Die beteiligten Gemeinden legen verbindlich in einem freiwilligen Zusammenschluss ihre Arbeitskräfte und Ressourcen zusammen und bestimmen die jeweils eigenen Arbeitsschwerpunkte. Kasualbezirke für Seelsorge und Verkündigung bleiben bestehen.“¹⁵ Dieses Konzept ist mittlerweile fortgeschrieben worden und hat 2003 unter dem Stichwort „Kirche im Quartier“ zu einer in der Kirchengemeindeordnung der Ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig geregelten Erweiterung des Gemeindebegriffs geführt.

VII. Parochialer und regionaler Horizont als Aufgabe

Die im Impulspapier vorgenommene Differenzierung zwischen „Gemeinden rein parochialer Struktur“ und Profildgemeinde ist nicht hinreichend. Viele Parochialgemeinden haben bereits differenzierende Züge eines speziellen Profils entwickelt, ohne daraus die Folgerung zu ziehen, dass diese Profilierung sie zur Kultur-, Diakonie- oder Jugendkirche mache. Entscheidend ist, dass die im Impulspapier vorgenommene Betonung der Profildgemeinden mit ihrer Spezialisierung nicht zu einer gefährlichen Ausdünnung des parochialen Netzes führt. Natürlich kann und muss nicht jede Gemeinde für Alles da sein, aber jede Kirchengemeinde kann sich entsprechend ihrer Gaben und Kräfte ein Profil geben und in und mit diesem Profil regional tätig sein, kann entsprechende Gemeinschaftsformen entwickeln und leistbare Arbeitsfelder qualitativ hochwertig besetzen. Der Horizont der Gemeindeglieder wie aller Mitarbeitenden muss parochial und regional zugleich sein. Im regionalen Verbund einer Reihe von Gemeinden kann eine Vielfalt geboten werden, die gerade Wahlmöglichkeiten der Mitglieder gewährleistet, auch Anschlussmöglichkeiten außerhalb der wohnbedingten Zugehörigkeit bietet. Ähnlich wie die Citykirchenarbeit in den Städten kann es überregionale Zentren, Begegnungsorte auf dem Lande geben, die Kompetenzen bereithalten und Angebote machen, die sonst nicht leistbar sind. Solche Orte leben, so das EKD – Papier, „von einer herausragenden Qualität ihrer Angebote und von einer starken Aktivierung ehrenamtlicher Mitwirkenden. Für jeden derartigen Begegnungsort ist eine umsichtige Führungskraft nötig ...“ Mit solchen Zielen sind natürlich erhebliche Umstellungen verbunden. Schon die Finanzverteilung kann ja nicht mehr allein an

¹⁵ Arbeitspapier, S 6

den Status der Ortsgemeinde gebunden sein. Auch muss sich die personale Ausstattung an Profilen und auch regionalen Spezifizierungen orientieren. Hier bekommen Fortbildungsmaßnahmen und Weiterbildungen große Bedeutung.

Im Rahmen der ganzen Neuausrichtungen will ich noch auf einen Punkt hinweisen. Eine Umstellung wird auch von unseren Gemeinden, von uns allen gefordert, weil wir den kirchlichen Gebäudebestand nicht mehr wie bisher werden halten können. Wenn wir uns von Räumen trennen müssen, sollten das die Gemeinderäume dann sein, wenn sie nicht durch eine erweiterte Nutzung und Öffnung gehalten werden können. Es ist auch zu überlegen, in wie weit die Kirchen – nach Berücksichtigung aller notwendigen Aspekte – für weitere Gemeindezwecke genutzt werden können. Hierfür gibt es inzwischen gute Beispiele.

VIII. Ausblick

Martin Luthers Aussage, dass die Kirche immer reformiert werden muss, hat handgreifliche Bedeutung gewonnen. Das EKD – Papier kommt zu einer Zeit, in der die Landeskirchen alle in die Zukunft schauen und auf die damit verbundenen Neuorientierungen und Veränderungen. Viele Veränderungsprozesse sind am Gange. Das Impulspapier bündelt das bereits in den Kirchen Geschehende. Es ist auch gut, dass das Papier die gegenwärtigen Probleme nicht klagend darstellt, sondern mit Nüchternheit und Optimismus an die Situation herangeht. Wichtig ist ebenfalls, dass Erkennbarkeit der kirchlichen Arbeit in ihrer sie tragenden Botschaft eingefördert wird – und dies auch z.B. für die Kindergartenarbeit und die Diakonie.

Es ist ebenfalls hilfreich, dass strategisches Handeln das Gebot der Stunde ist und dass sich dies auch auf die Frage nach der Qualität der pastoralen und allgemein kirchlicher Arbeit niederschlägt. Dass hierzu auch die – endlich – wieder kirchenfähige Haltung, dass hierzu auch ein Wissensbestand von Liedern, Bibelworten und Geschichten gehört, ist höchst erfreulich. Und dass dem im Wege stehende Strukturen verändert werden müssen, steht außer Frage.

Ich bin davon überzeugt, dass wir der Zukunft der Kirche im Weg stehen, ich glaube aber auch, dass wir sie aus unserer Gegenwart entwickeln können. Dies wird aber nur gelingen, wenn wir uns offensiv für eine Vorwärtsstrategie entscheiden, uns also auch nicht allzu sehr von den Mühen der Gegenwart beeindruckt lassen.

Ich nenne einige Momente hierzu: Zu aller erst geht es darum, unsere Botschaft für uns selbst ernst zu nehmen. Es geht sodann um Mission, ja auch die Gewinnung

neuer Mitglieder, bzw. die Rückgewinnung von mehr als vier Millionen getaufter Nichtkirchenmitglieder. Es geht um verständliches Zeugnis des Evangeliums in unserer Gesellschaft und um einladende zeitgemäße Offenheit von kirchlichen Räumen und Strukturen. Dazu gehört auch Respekt für neue Erscheinungsformen von Kirche. Heinz Zahrnt hat einmal gesagt, dass Lebensdienlichkeit, Menschlichkeit, Freundlichkeit, Wärme und Barmherzigkeit Merkmale kirchlicher Arbeit sein müssten, denn „was Gott nicht zur Ehre gereicht und den Menschen nicht zum Leben dient, hat künftig kein Recht und keinen Raum mehr in einer christlichen Theologie.“¹⁶ Dies wird von hauptamtlichen, vor allem Pfarrer und Pfarrerinnen gemeinsam mit neben- und ehrenamtlichen gelebt werden müssen. Dies wird aber nur gelingen, wenn auch den Nichttheologen Partizipation - auch an theologischen Prozessen - und mündige Teilhabe ermöglicht wird.

Mir ist im Blick auf die Zukunft der Kirche nicht bange. Denn theologisch ist klar: Die Kirche ist ein Kind des Heiligen Geistes. Er wird sich stets ein Dach über dem Kopf und damit Kirche schaffen.

Also: Kirche hat Zukunft!

16 zitiert nach <http://www.erzbistum-muenchen-und-freising.de/archiv/iMA021/iMA02120120.PDF>